

## Die Menschenfresserin

Es war eine Frau, die war so böse, dass sie sich wünschte, ein Kind zu essen.

Sie hatte in ihrem Leben schon viele schlimme Dinge gemacht, auch solche, die ich hier nicht beschreiben kann, so fürchterlich sind sie. Aber einen Schlingel zu verschlingen, das hatte sie bisher noch nie gewagt.

Da sie keine halben Sachen machte, beschloss sie, ein wirklich appetitliches Kind zu suchen. Mit vor Verlangen glänzenden Augen begann sie, das Land zu durchstreifen, und prüfte gründlich jedes Balg, auf das sie stieß.

Aber sie gab sich nicht leicht zufrieden und fand stets etwas zu meckern:

„Die Hühnchen sind zu fein gebaut, auf den Knochen ist nur Haut.“

„Was denn, diese Kummerseele? Der verstopft mir ja die Kehle.“

„Dieser hier ist viel zu schlau, als dass ich mich mit ihm hau.“

„Jener da, der ist nicht hässlich. Ihm fehlt nur eine Hand, wie grässlich!“

Im ganzen Land breitete sich Misstrauen aus gegenüber dieser Frau, die unentwegt hinter den Gören her war, sie untersuchte und sie mit gierigen Händen befühlte, mit einem Gesicht, das euch frösteln ließe. Was auch immer sie vorhaben mochte, die Leute waren überzeugt davon, dass es besser wäre, die Kleinen im Haus zu behalten.

So war das Erstauen der Gierigen groß und sie wurde sehr wütend, als sie auf ihren Wegen durch die Dörfer und die Städte niemanden mehr fand, der weniger maß als einen Meter.

„Diese Dummköpfe!“ stieß sie hervor. „Sie bringen mich dazu, richtig böse zu werden. Nun, wenn sie es so wollen, dann werde ich nicht nur eines fressen, sondern tausend und eines! Aber so sehr sie auch zeterte und tobte und all jenen Pechvögeln, die ihr zuhören mussten, die ärgsten Abscheulichkeiten androhte – es änderte nichts. Denn obwohl sich alle darin einig waren, dass es besser wäre, sie äße nur eines statt tausendundeines, so beschloss doch jeder, dass dieses eine nicht seines sein sollte. Und so blieben die Türen verriegelt, wenn sie klopfte, und die Angst breitete sich aus bei den Leuten, wenn sie die Frau durch den Vorhangsspalt oder durch eine Lücke im Fensterladen beobachteten. Denn je länger man die Kinder vor ihr versteckte, desto unermesslicher wuchs ihr Appetit...

Sie konnte an nichts anderes mehr denken, versagte sich die Lämmer, die Ferkel und die Hühner, die man ihr stattdessen zutrug, und magerte zusehends ab. Ihre Wangen fielen ein und ihre Augen glänzten fiebrig aus dunklen Höhlen. Als sie dann schwächer wurde, begann sie zu flehen:

„Gebt mir ein Kleines, bitte! Ein einziges nur! Und ich verspreche euch, dass ich nicht mehr zurückkommen werde.“

Ihre lange traurige Klage geisterte durch die verlassenen Straßen. In den Häusern zitterten die Knirpse und waren froh, Eltern zu haben, die sie beschützten.

„Gebt mit irgendeines!“ wimmerte die Hungernde. „Egal welches! Gebt mir das Magerste, das Blödeste!“ (Ihre Ansprüche waren gering geworden). In den Häusern blieb es still. Blöd? Mager? Selbst wenn man ein solches Kind hatte, man würde es nicht hergeben.

Abgekämpft und hungrig, so dass sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, kehrte sie schließlich zu ihrem Haus zurück. Und da, als sie die Tür aufstieß, erblickte sie den niedlichsten Bengel auf Erden. In sein Spiel vertieft trällerte er vor sich hin. Seine Haut war nicht zu rosa, seine leuchtenden Augen hatten die Farbe von Apfelgelee, und sein Lachen konnte das Verlangen eines jeden reizen, der so lange gehungert hatte. Der Kleine war ganz einfach... zum Fressen.

Und sie fraß ihn.

Nach ein paar Tagen, als sie fertig verdaut hatte, fiel der Gefräßigen schlagartig ein, was dieser Leckerbissen gewesen war... Ihr eigenes. Ihr Kinde. Während ihrer wilden, erfolglosen Suche hatte sie vergessen, dass sie eines hatte, und blind vor Gier hatte sie es verschlungen, ohne noch zu wissen, was sie da tat!

Oh sie weinte nicht, aber noch heute kann man im ganzen Land ein raunendes Klagen hören, dass durch die Strassen rollt und plagend um die Häuser streicht.

„Einen Kleinen. Gebt mir einen Kleinen. Gebt mir einen Kleinen zum Liebhaben. Man hat mir meinen genommen. Man hat ihn mir gefressen. Einen Kleinen. Einen ganz Kleinen. Zum Lieben! Zum Lieben, ohne ihn zu essen.“

„Ohne ihn zu essen...“ haucht sie hinterher, denn die Worte sind wie der Wind und das Meer.